

## Eine unbekannte Kurzgeschichte von Ret Marut (1916)

Der letzte Brief  
Von Ret Marut.

Meine liebe Großmama! Während ich diesen Brief schreibe, sehe ich Dich an Deinem Balkonfenster sitzen und den Briefträger erwarten. Dann setzt Du Deine große Brille auf – Du sagst ja stets, die neumodischen taugen nichts – und überfliegst den letzten Tagesbericht in der Zeitung. Aber dann kannst Du nicht rasch genug nach meinem Briefe langen. Und ich höre Dich so deutlich sprechen, als säße ich neben Dir: „Ach, der liebe, liebe Junge. Und doch müßte ich viel häufiger sagen: „Ach, Du liebe, liebste Großmama!“ Gerade jetzt, bei diesem Briefe fällt mir all das Liebe ein, das ich Dir verdanke. Als ich drei Jahre alt war, starb Mutter und Du tratst an ihre Stelle und ein Jahr darauf starb auch Vater und nun nahmst Du auch noch seinen Platz ein. Und siehst Du, ich kann Dir nichts Größeres und Lieberes sagen in diesem Augenblick, als daß ich durch Deine Güte und Zärtlichkeit auch nicht ein einziges Mal meine Eltern vermißt habe, es sei denn aus purer Neugierde, sie zu kennen. Als ich dann älter wurde und vernünftiger, lernte ich erst kennen, wie Dein ganzes Lebensziel sich nur noch um mich drehte und Du nur einen Gedanken hattest: Der Junge. Und dieser Junge war ich. Ich gestehe Dir auch ein, ich bin immer stolz auf Dich gewesen und Du kannst mir aufs Wort glauben, daß es nichts gegeben hätte, daß ich Dir zu Liebe nicht getan hätte.

Jungens sind rechte Racker, das weiß ich erst jetzt, wo ich anfangs Mann zu sein. Und ich habe manche Dummheit und manchen Streich ausgefressen. Nun ja, dafür war ich ja eben ein Junge. Ich glaube nicht, daß eine Mutter für das Unreife und Ungeegorene in einem Jungen mehr echtes Verständnis haben könnte, als Du es für mich hattest. Aber ich kann Dir auch offen eingestehen – und jetzt hört ja jedes Eigenlob auf –

Als sie an diese Stelle des Briefes kam, stutzte die alte Dame.

daß ich wissentlich niemals etwas getan habe, was Dich hätte betrüben können oder Dir einen Kummer bereitet hätte. Aber heute muß ich Dir viel Leid antun, das größte Leid, das Dich überhaupt nur treffen konnte.

Die alte Dame lächelte mit ihrer gütigsten, allverzeihenden Miene vor sich: „Ach, der dumme, liebe Junge, was wird er schon Großes auf dem Herzen haben. Vielleicht hat er Schulden gemacht und weil er sie nicht gewohnt ist, glaubt er nun, es ginge um Kopf und Kragen. Oder hat er sonst irgend etwas angebandelt. Mein Gott, einmal muß es ja doch so kommen. Aber freilich, er macht aus solchen Dingen gleich ein Staatsverbrechen. Die dumme, liebe Unschuld.“

Und nun, liebe, liebste Großmama, erschrick nicht, aber jetzt, in diesem Augenblick, wo Du diesen Brief in Händen hast und liest, bin ich seit zwei Monaten tot.

Die alte Dame zuckte zusammen. Dann sanken ihr die Hände herab, in denen sie den Brief hielt. Und die Worte fielen ihr stückweise und zerbrochen über die Lippen: „Was? Was? Ja ums Himmelswillen, was ist denn –? Er hat doch erst am Sonntag noch – –“

– seit zwei Monaten tot. Auf dem Schlachtfelde gefallen. Für Dein Heimatland, das Du so sehr liebst, für mein Heimatland, dessen unermeßliche Schönheit Du mich kennen, schätzen und lieben lehrtest. Du bist so weit in der Welt herumgereist und hast so viel gesehen und hast mir doch mehr als einmal gesagt, für Dein Empfinden sei kein Land so schön als Deutschland und Du hättest nie ein Land gefunden, das Du lieber zur Heimat haben möchtest und in dem Du lieber wohnen und sterben

möchtest, als in Deinem, in unserem Heimatlande. Und nun bin ich für diese Heimat gestorben.

Ist denn das etwas so Großes, etwas so Heldisches, daß man damit prahlt oder sonst viel Worte macht. Es ist doch einfach selbstverständlich, nicht wahr? Da überlegt man doch nicht erst lange, wenn diesem Lande Verwüstung, Zerstörung und Knechtschaft droht. Und ich habe wirklich nicht überlegt. Von jenem Augenblick an nicht mehr, als bekannt wurde, wie die Russen in Ostpreußen gehaust und gemordet hatten. Es mag da, wie in allen solchen Dingen, sehr viel übertrieben gewesen sein; aber wenn auch nur der zehnte Teil davon auf Wahrheit beruhte, dann genügte es vollkommen, um uns zu zeigen, was wir zu erwarten haben, wenn es uns nicht gelingt, diese Horden von uns fern zu halten. Das wurde für mich ausschlaggebend. Ich bin gar kein Hurratriot. Du weißt das am besten. Denn Deiner Klugheit in politischen Dingen, worin Du Dich so vorteilhaft von der Mehrzahl der Frauen unterscheidest, danke ich die Erkenntnis, die ich ohne Dich erst in langen Lebensjahren mühsam und irrend hätte erkämpfen müssen. Ich verstand es darum auch sehr gut, als Du mir bei Ausbruch des Krieges schriebst: Junge, warte mit Deiner Begeisterung, Du bist kaum achtzehn Jahre; wenn das Land auf Dich angewiesen sein wird, dann wird man Dich schon rufen und dann gehe ohne Zögern, wie es sich für einen Mann gehört. So lange aber spare Dich auf für Aufgaben, die ebenso wichtig sind. Ich sah ein, daß Du Recht hattest.

Aber dann kam eben das große Leid über Ostpreußen. Und siehst Du, liebe Großmama, da hielt ich es nicht mehr aus. Da wurde das Gefühl, es ist mein Land, unser Land, das sie zerstören wollen, so mächtig in mir, daß ich mich freiwillig stellte. Ich wurde sofort genommen. Und da erst dachte ich an Dich. Dachte daran, welche Angst und Sorge Du um mich ausstehen würdest, wenn Du mich an der Front wüßtest. Und aus Liebe zu Dir begann ich nun zu lügen oder richtiger, die Wahrheit zu verschweigen. Ich wollte um alles in der Welt nicht, daß Du Dich bangen solltest; denn Du hättest keine ruhige Minute mehr gehabt und bei Deinem Leiden, ach! laß mich gar nicht daran denken, wie mir zu Mute war, Dich in Angst zu wissen. So lange ich ausgebildet wurde, ging es leicht, Dich in dem Glauben zu halten, ich sei noch immer in der Bank.

Aber dann eines Tages mußte ich hinaus. Und von dem Tage an habe ich Dich belogen. Ich habe bei der Frau, bei der ich wohnte, zwanzig fertig geschriebene Briefe zurückgelassen, mit der Bitte, an jedem Sonntag einen davon, die ihrem Datum entsprechend geordnet waren, in den Postkasten zu werfen. Weil Du regelmäßig alle zwei Wochen einmal an mich schriebst, habe ich jeden zweiten Brief mit dem Satze begonnen: Deinen lieben Brief habe ich erhalten. Das klingt nun freilich alles recht herzlos, aber wie sollte ich es anders machen. Nun galt es das Schlimmste zu überlegen und dem, was das Furchtbarste für Dich sein mußte, vorzubeugen oder wenigstens zu mildern; der Fall, wenn mir das Äußerste zustoßen sollte.

Ich hatte bei der Kompagnie angegeben, wenn ich fallen sollte, die Nachricht an niemand sonst, als nur an Frau Wendz, meine Wirtin, die die Briefe an Dich zu besorgen hatte, gelangen zu lassen. Und dieser Frau Wendz wieder hatte ich gesagt, sie solle zwei Monate, nachdem sie meine Todesnachricht empfangen habe, diesen Brief an Dich, der schon vor meinem Ausrücken ins Feld fertig geschrieben war, abschicken. Inzwischen aber die noch vorhandenen Briefe regelmäßig weiter besorgen. Ich hatte dabei den Gedanken: Die Zeit heilt jede Wunde. Und wenn Du plötzlich hörst, ich sei seit zwei Monaten bereits tot, so sind eben schon zwei Monate, gerade die Zeit, die für den Überlebenden, den Trauernden die furchtbarsten sind, vergangen. Und sieh, liebste Großmama, das ist jetzt bereits der

Fall. Wenn Du richtig und ruhig darüber nachdenkst, so mußt Du Dir doch sagen, daß ich Recht habe und daß Du nun den Trost bereits gefunden hast, den Du sonst in zwei Monaten unter entsetzlichen Qualen erst gewinnen müßtest, wenn Du diese qualvollen Monate überhaupt überlebtest. Und diese grauenhaften Qualen wollte ich Dir ersparen. Denn wenn Du Dir jetzt alles recht überlegst, so wirst Du einsehen, daß alle Trauer und alles Herzeleid doch nur in der Einbildung bestehen. Denke, Du habest meine Todesnachricht vor zwei Monaten erhalten, als mein Tod wirklich erfolgte und Du habest nun während der zwei folgenden, in Wirklichkeit schon verfloßenen Monate, Dich wenigstens soweit getröstet, daß Du wohl noch wehmütig daran denkst, aber doch schon etwas darüber stehst, so daß es Deiner Gesundheit nichts mehr anhaben kann. Muß ich Dich gesunde Lebensphilosophie lehren? Doch gewiß nicht. Mach' meinen Glauben an Dich, an Deine wundervolle Kraft Dein Denken zu beherrschen, nicht zu Schanden.

Ich weiß ja nicht, wie ich gestorben bin. Ob plötzlich oder so nach und nach. Aber eines weiß ich bestimmt, wenn ich die Sinne beieinander hatte, bevor ich starb, daß mein letzter Gedanke Dir galt und mein letztes Erinnern Dankbarkeit war für alle Deine unendliche Liebe und Güte, die Du mir während meines Lebens erwiesen hast.

So und wenn Du nun das Gefühl hast, Du müßtest weinen, weil ich nicht mehr bin, dann weine. Aber weshalb willst Du um mich nun weinen? Ich fühle nichts mehr, ich weiß nichts mehr. Ich bin doch seit zwei Monaten schon tot, vergiß das nicht.

Ein Lebewohl von  
Deinem geliebten Jungen.“

Bei diesem Worte blieb die alte Dame haften. „Er hat Recht, der Junge, ich will nicht weinen, ihm zum Angedenken“ sagte sie, indem sie zart über den Brief strich.

Aber als sie dann den Brief bedächtig zusammenfaltete, versank sie willenlos in das Erinnern und unaufhörlich tropften ihre Tränen nieder auf den Brief.

*Bonner Zeitung, 25. Jahrgang, Nr. 119, Montag, 1. Mai 1916*

Banner Zeitung

(Aus Bonnener Zeitung)

Die Bonner Zeitung erscheint täglich früh, am Tage nach Sonn- und Feiertagen mittags.

Anzeigen 15 Pfg. die Zeile über sechs Zeilen. Kleinanzeigen 10 Pfg. die Zeile über sechs Zeilen.

Von den Kriegsschauplätzen.

Großes Hauptquartier, 30. April. (W.-B.) Amtlich. Westlicher Kriegsschauplatz. Mehrfach wiederholten die Engländer ihre Gegenangriffe bei Stenich-en-Gohelle, ohne einen Erfolg zu erzielen.

Deutlicher Kriegsschauplatz. Südlich des Harocz-Sees wurden nachts noch vier russische Geschütze und ein Maschinengewehr erbeutet, sowie 88 Gefangene eingebracht.

Dallan-Kriegsschauplatz. Nichts Neues. Oberste Heeresleitung.

Der Österreichische Bericht. Wien, 30. April. (W.-B.) Amtlich wird verlautbart: Russischer Kriegsschauplatz.

Italienischer Kriegsschauplatz. Die Geschützkämpfe, die an vielen Stellen der Front geführt wurden, gingen nicht über das gewöhnliche Maß hinaus.

Südlicher Kriegsschauplatz. Die Geschützkämpfe, die an vielen Stellen der Front geführt wurden, gingen nicht über das gewöhnliche Maß hinaus.

Südlicher Kriegsschauplatz. Unverändert.

Kriegsberichte der Gegner

Der französische Bericht. Paris, 30. April. (W.-B.) Amtlicher Bericht von Samstag nachmittag. In den Argonnen gestattet im Laufe der Nacht nördlich von Four de Paris ein unternehmerischer Handreich den feindlichen Schützen-Graben zu säubern und einige Gefangene einzubringen.

Der russische Bericht. Petersburg, 30. April. (W.-B.) Amtlicher Bericht von Samstag abend. Westfront: Feindliche Artillerie beschoss Schol und Beresimurg.

Der englische Bericht. London, 30. April. (W.-B.) Amtlicher Kriegsbericht. Heute betrübliche Artillerietätigkeit des Feindes gegen unsere Aufstellungen bei Fricourt und westlich von der Straße Ypern-Pietermenne.

im Laufe des Tages zur Explosion gebracht. Unter dem Schutze von Gas unternahm der Feind zwei kleine Angriffe gegenüber Hulloch, wurde aber zurückgetrieben.

Auch über Kut el Amara lügt England. London, 29. April. (W.-B.) Amtlich wird mitgeteilt: Nach einem ritterlichen und tapferen Widerstande von 143 Tagen, der unermesslich bleiben wird, ist General Townshend infolge Erschöpfung der Vorräte gezwungen worden, Kut el Amara zu übergeben.

Ein Bericht Frankreichs. London, 29. April. (W.-B.) Reuter. In einer Mitteilung des Lord French vom Samstag wird gesagt: Die Lage in Dublin war heute früh wesentlich verbessert.

Der russische Bericht. Petersburg, 30. April. (W.-B.) Amtlicher Bericht von Samstag abend. Westfront: Feindliche Artillerie beschoss Schol und Beresimurg.

Der türkische Bericht. Berlin, 30. April. (W.-B.) Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt unter der Überschrift: Kut el Amara hat mit 13.300 Engländern kapituliert.

4 Generale und 510 englische Offiziere gefangen! Frankfurt a. M., 1. Mai. Die F. Z. meldet aus Konstantinopel: Die in Kut-el-Amara eingebrachte Beute ist noch nicht festgestellt.

Der türkische Bericht. Berlin, 1. Mai. Der Berliner Lokal-Anzeiger meldet aus Konstantinopel: Nach genauer Berechnung war Kut el Amara 145 Tage eingeschlossen, wobei die Engländer in den verwichenen Kämpfen erhebliche Verluste, so allein im Monat März und April über 20.000 Mann, zu verzeichnen hatten.

Eine schwedische Stimme über Kut el Amara. Stockholm, 30. April. (W.-B.) In der englischen Niederlage bei Kut el Amara schreibt Svenska Dagbladet: Der quantitative Verlust ist groß, aber der moralische zweifellos noch größer.

Der Seekrieg. London, 28. April. (W.-B.) Ein deutsches Unterseeboot ist gestern versenkt worden.

Der U-Bootskrieg. London, 30. April. (W.-B.) Lloyd's meldet: Der englische Dampfer Teal ist versenkt worden.

Maarbeit im Reichstag. Von einem Reichstagsabgeordneten.

Die Osterferien des Reichstages gehen am heutigen Montag zu Ende. Der Präsident erhielt die Ermächtigung, frühestens zum 2. Mai wieder eine Sitzung des Reichstages einzuberufen.

Inzwischen werden aber die wichtigsten Ausschüsse der gegenwärtigen Session, der Haushaltsausschuss und der Steueranlasschuss, pünktlich am 2. Mai ihre Arbeit wieder aufnehmen.

Inzwischen wird auch der Steueranlasschuss seine Aufgaben zu Ende führen. Er nimmt bis Dienstag zuerst die Tabaksteuervorlage der Reichsregierung vor.

Der Reichstag wird am 2. Mai wieder eine Sitzung des Reichstages einzuberufen. Bis jetzt ist den Abgeordneten aber noch keine Einladung zugegangen.

Aus dem Reich. Die rechtliche Stellung der Gewerkschaften. Berlin, 1. Mai. (W.-B.) Wie das Berliner Tageblatt erfährt, ist die erwartete Novelle zum Vereinsgesetz wegen der Rechtfertigung der Gewerkschaften nunmehr fertiggestellt.

Oesterreich-Ungarn

Das polnische Nationalkomitee. Krakau, 29. April. (W.-B.) Heute fand eine Vollversammlung der polnischen Verrenkungsmittelglieder des Reichsrats- und Landtagsabgeordneten und der Mitglieder des obersten polnischen Nationalkomitees statt.

Türkei. Die deutschen Parlamentarier. Konstantinopel, 29. April. (W.-B.) Die Abreise der deutschen Parlamentarier mit dem heutigen Abgangszug vollzog sich unter beifälligen Umgebungen.

Frankreich. Schluß der Interparlamentarischen Handelskonferenz. Paris, 30. April. (W.-B.) Meldung der Agentur Havas.

Ein dritter Transport Russen. Bern, 29. April. (W.-B.) Nach einer Sondermeldung von Temps ist in Marseille ein dritter Transport russischer Truppen am 28. Fröh eingetroffen.

Zerstörung einer Kreuzot-Fabrik. Cherbourg, 30. März. (W.-B.) Meldung der Agentur Havas.

England. Die Unruhen in Irland. Bern, 29. April. (W.-B.) Der Temps meldet in einer Besprechung der irischen Erhebung: Die Unruhen in Dublin werden in Amerika sehr ernst beurteilt.



### Die Post im Seekriege

Von Oberlandesgerichtsrat Dr. K. B. B. in Hamburg.

Trotz der andauernden Beschwerden der Neutralen läßt England sich in der Beschlagnahme fremder Postsendungen nicht fügen. Den Gipfelpunkt dieses Vorgehens bildet wohl die rechtswidrige Aneignung holländischer Wertpapiere, die auf dem Wege nach Amerika waren. Durch englische Kriegsschiffe. Jetzt ist wieder die gesamte nach Amerika bestimmte skandinavische Post einschließlich der Briefpost, in Kirkwall von einem skandinavischen Schiff heruntergeholt und festgehalten worden.

In diesem britischen Vorgehen liegt entschieden ein System, und zwar ein System, das sich nicht allein über die Rechte und Interessen der Neutralen rücksichtslos hinwegsetzt, was bei England, dem Beschüßer der kleinen Staaten, ja gewiß nicht mehr übertraf, sondern vor allem auch ein Verfahren, das sich gegen den ganzen neutralen Verkehr in der schärfsten Weise richtet. Das ergibt sich ohne weiteres aus den durchaus zutreffenden Worten, die der deutsche Vertreter, Herrl. Geh. Legationsrat Dr. Krieger in der Sitzung der 4. Kommission der zweiten Haager Friedenskonferenz vom 24. Juli 1907 gesprochen hat.

Er führte aus, daß die postfaktischen Beziehungen in unserer Zeit von solcher Wichtigkeit sind, daß so viele Handels- und andere Interessen auf dem regelmäßigen Briefverkehr beruhen, daß es äußerst wünschenswert sei, ihn vor allen Störungen zu sichern, die durch den Seekrieg entstehen würden. Auf der anderen Seite sei es wenig wahrscheinlich, daß die Kriegführenden, denen für die Übermittlung ihrer Nachrichten die Wege der Telegraphie und der Funkentelegraphie zur Verfügung ständen, zum gewöhnlichen Postverkehr greifen würden, um Nachrichten über die militärischen Operationen zu verbreiten. Der Nutzen, der für die Kriegführenden aus der Kontrolle des Postverkehrs erwachse, stehe daher in seinem Verhältnis zu den Schädigungen, die die Ausübung der Kontrolle für den rechtmäßigen Handel mit sich bringe.

Ein deutscher Antrag, die auf See auf neutralen oder feindlichen Schiffen vorgefundenen Briefpostsendungen der Neutralen oder der Kriegführenden, mögen sie amtlicher oder privater Natur sein, für unerschütterlich zu erklären, wurde von der Haager Konferenz angenommen und zwar auch mit Zustimmung Englands. Die Gründe, die gegen ihn geäußert wurden, bezogen sich lediglich auf militärische Gesichtspunkte. Niemand dachte nur entfernt daran, daß eine Wegnahme neutraler Postsendungen lediglich aus geschäftlichen Wettbewerbsabsichten sollte erfolgen können, wie es jetzt seitens Englands offensichtlich geschieht. Wäre dieser Gedanke auch im Haag nur gestreift worden, so würde keine Macht sich gegen ihn stärker gewandt haben als England, das bei jenen Verhandlungen seine Stellung als neutraler Staat möglichst zu sichern bestrebt war, aber insgeheim sich schon vornahm, daß, wenn es selbst in einen Krieg verwickelt würde, seine Tradition ihm schon gestatten werde, sich über solche schriftlichen Abmachungen hinwegzusetzen.

Dieses Verfahren läßt denn auch England ungefähr seit dem Beginn des Krieges mit dem Abkommen vom 18. Oktober 1907 über die Befreiung der Briefpostsendungen vom Seebezug. Anfanglich hat es gar nicht einmal für notwendig gehalten, sein rechtswidriges Verhalten irgendwie zu rechtfertigen. Dann aber hat es sich auf den Standpunkt gestellt, daß es die fremden Postsendungen nicht auf dem offenen Meer beschlagene, sondern in seinem Hafen Kirkwall und daß kein Recht gegenüber Postsendungen, die englische Gebiet berühren, in seiner Weise eingeschränkt sei. Nun ist an sich nicht zu leugnen, daß im Kriege auch das Briefgeheimnis höheren Rücksichten weichen muß und daß namentlich der postfaktische Verkehr zwischen Inland und Ausland während des Krieges mit Recht einer scharfen Kontrolle unterworfen werden muß.

Aber im vorliegenden Falle handelt es sich gar nicht um einen Verkehr zwischen England und dem Ausland oder auch nur um einen bestimmungsgemäß durch England hindurchgeleiteten Postverkehr. Vielmehr hat England die neutralen Schiffe gezwungen, in seinen Hafen Kirkwall anzuliegen, damit es dort bequemer als auf hoher See und um nicht von den gefährlichen deutschen U-Booten in seiner Inhaftungsstätte gefürchtet zu werden, die Durchsuchungen vornehmen kann. Diese Durchsuchungen sind aber unweifelhaft rechtlich vollkommen denen auf hoher See gleichzustellen. Dadurch, daß ein neutrales Schiff gezwungen wird, zum Zweck der Durchsuchung Kirkwall anzuliegen, verliert die an Bord befindliche Ladung in keiner Weise ihren rechtlichen Charakter. Sie bleibt immer Ladung an Bord eines neutralen Seeschiffes. Und als solche ist die Briefpost grundsätzlich unantastbar. Wenn man hieran noch irgendeine Zweifel fassen könnte, so wird das wiederholt durch die Bestimmungen des Haager Abkommens, daß wenn die Beschlagnahme des Schiffes erfolgt, Briefsendungen von dem Beschlagnahmenden möglichst unverzüglich weiterzubefördern sind, was bekanntlich von England nicht nur nicht befolgt, sondern sogar in das Gegenteil verkehrt wird, indem für Deutschland bestimmte oder von dort kommende Briefpostsendungen vielfach direkt vernichtet werden.

Als auf deutsche Anregung das genannte Abkommen von 1907 zustande kam und allgemein als durchaus zeitgemäß anerkannt wurde, meinte man, daß namentlich der Postverkehr auf See, die in früheren Kriegen, z. B. im Burenkrieg und im ostasiatischen Kriege, so viel böses Blut gemacht hatten, definitiv ein Ende bereitet wäre. Darin hat man sich gründlich getäuscht. Der Postverkehr auf See in diesem Kriege hat einen Umfang angenommen, wie man ihn früher auch nicht annähernd für möglich gehalten hätte. England zeigt auch hier wieder, daß es seinem maritimen Machtbedürfnis alle anderen Rücksichten, sei es auf die Neutralen, sei es auf die Entwicklung des Verkehrs in stärkster Weise unterordnet.

### Zimbrien

Von M. C. Menghius.

Es war einmal ein deutsches Land, das hieß Zimbrien und reichte von Bern nach Wintertun, nach Boffan, Fellers und nach Ferlen und Mowereit. Und seine Bewohner waren hart und kräftig und rühmten sich stolz, Deutsche ältester Herkunft, leibhaftige Nachkommen der Zimbrier zu sein.

Und wenn auch schon im Umfange etwas kleiner geworden, lebte Zimbrien doch auch zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch und hielt die „Gemeinwohrt“ für ihren höchsten Oberherrn, die Benediger Herren, von denen verhöbnt und mit so vielen Freiheiten ausgestattet, daß sie leibhaftige kleine Bergrepublik waren. Aber mit der Reformation begann ein böses Zeitalter für die Zimbrier: die deutschen Priester starben aus und damit der deutsche Gottesdienst und die deutsche Schule. Es wachte kein guter Wind für die Deutschen, weniger aus Italien- oder Nationalitätenabneigung, als aus Eifersucht: galten die Deutschen doch alle mehr oder weniger der Kezerei verdächtig. Und nun schrumpfte in den folgenden Jahrhunderten Zimbrien nach und nach ein, die Gegend von Schlett und von Ritobar, die zwölf „gottlichen Dörfer“ und selbst ein Teil der Berner dreizehn Gemeinden wurden mehr und mehr vernachlässigt, und schließlich waren von dem ganzen großen kerndeutschen

Land Zimbrien um 1800 herum nur mehr die Sieben Wintertun, ein größerer Teil der dreizehn Berner Gemeinden, ein großer Teil des Aftachales und einige Dörfer der benachbarten Täler übrig. Und 1900? wird mancher Leser fragen. Nun, 1900 sind nur mehr einige Tausend Deutsche in den Sieben und einige Hundert in den Dreizehn Gemeinden übrig. Das wache Bewußtsein der deutschen Abstammung geht allerdings noch weiter und wird immerhin auch heute noch mindestens 40- bis 50 000 Seelen umfassen.

Dabei sprachen wir nur von den bis jetzt zum Königreich Italien gehörigen Teilen des alten Zimbriens. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß auch ein tüchtiges Stück des südöstlichen Tirols mit mehr oder weniger Recht oder Unrecht zu Zimbrien gerechnet wurde. Deutsch waren ja dort alle Täler. Auch im Lagertale (das südöstliche Eisstal) und in der Val Sugana saßen viele Deutsche. Nach 1800 waren die zur Gänze fallenden Täler (Mauttal, Brandtal, Raintal), die ganze Hochebene von Bielgeret und Lafrana, das oberste Aftachal, das Ferlen- und das Benediger Tal ganz oder überwiegend deutsch. Und selbst jetzt sind dort die Dörfer Luferna und St. Sebastian sowie ein großer Teil des Ferlentales deutsch. Am St. Christoph (Galtnersee) See aber ist eine neue deutsche Villenkolonie entstanden, über welche die gleichfalls wieder deutsch gewordene gewaltige Burg Berfen stolz emporragt. Doch das ist nicht alles: gerade hier herrscht noch fast überall das stolze Bewußtsein der deutschen Abstammung, der heißen Wunsch, wieder deutsch zu werden, wenigstens wieder deutsch zu werden in den Kindern, in den kommenden Geschlechtern. Der Aufbruch der deutschen Schule war in den letzten Jahren, trotz des brutalen Drucks der (leider von oben nur zu stark verhängten) und daher mit grimmem Versteckspiel „L.“ genannten Zrenta, hier sehr bemerklich. Der Weltkrieg hat hoffentlich in Südtirol reinen Tisch gemacht und die wenigen (irredentistischen) Exzepte und Hege für immer entweder nach Italien verjagt oder doch mundtot gemacht.

Und da ergibt sich ohne weiteres eine große deutsche Zukunft für Südtirol. Erfüllt der Bevölkerung ihren Wunsch nach deutschen Schulen, und kein Mensch wird Südtirol mehr als „unerbittlich italienisches“ Land bezeichnen können! Es wird wieder das sein, was es im Laufe der Jahrhunderte war: ein teils deutsches, teils rätoromanisches Land, aber kein italienisches!

Zu interessanten Ergebnissen kommt Geheimrat Pendl in einer kleinen kürzlich erschienenen Schrift über die von den Italienern als angebliche „natürliche“ rekonstruierten Landesgrenzen. Er, der berühmte Geograph, zieht aus rein wissenschaftlichen Gründen die gleichen Schlußfolgerungen, die deutschnationale und andere genaue Kenner der dortigen Verhältnisse, z. B. auch Schulrat Dr. Rohmeder in München, der unermüdliche Vertreter der Südtiroler Deutschen, von jeher aufgestellt haben: Die natürlichen Grenzen Italiens liegen nicht in den Alpen, sondern an deren Enden, da, wo die meisten Flüsse in langen, engen, den Verkehr hemmenden Klammern zur Ebene durchbrechen. Italien hat also nicht nur kein Recht, nach „natürlichen“ Gebietsverweiterungen zu streben, sondern es ist im Gegenteil vielerorten bereits erheblich über seine natürlichen Grenzen hinaus vorgedrungen. Würde man an seinen Wünschen nach den „natürlichen“ Grenzen erfüllen, so müßte es ganz erheblich Abstriche machen.

Noch schlimmer aber sieht es für Italien aus, wenn man völkerverständliche Momente zu den rein geographischen Beweisen Geheimrat Pendls hinzusetzt. Südtirol ist ein italienisches Land. Das ganze obere Eis- und Eisalgebiet ist ein kerndeutsches Land. Was dann folgt, ist auch nicht italienisch, sondern rätoromanisches Gebiet, teils noch rein, teils vom Italienern überwandert und mit ihm vermischt. Die wirklich italienischen Italiener, d. h. die von wirklich italienischer Abstammung belausen sich in Südtirol auf höchstens 60- bis 70 000, sind also nur ein kleiner Bruchteil der Gesamtbevölkerung und zwar ein Teil, der eingewandert, nicht hodenständig ist. Alscoli, der große italienische Sprachforscher, hält nur die österreichische Gardsalpe und einen Teil des Eisalgebietes für wirklich italienisch. Alles andere, speziell auch z. B. die Umgebung von Trient, ist nach ihm mehr oder weniger rätoromanisch. Das ist, wie gesagt, die Ansicht des größten italienischen Fachmannes in dieser Sache!

Und rund um Tirol herum und in ganz Friaul stoßen wir auf Schritt und Tritt auf deutsche Leidenstände, auf reiche ehemals deutsche Orte und Schloßer. In Friaul lag gar auf noch jetzt deutsche Talschloßer (Blasen, Jahre und Talschwang) mitten zwischen furlanischer, also ebenfalls rätoromanischer und nicht italienischer Bevölkerung. In eine Gasse zwischen Sibatid-Gebirge und Mosach-Mogio) ist sogar slowenisch (slowenisch). All diese Gebiete sind also „nach dem Nationalitätenprinzip“ widerrechtlich zu Italien geschlagen. Sie unterstanden zwar zum Teil früher Venedig als Oberherrin, aber dieses hatte den Beitragsgebenden denart große Selbstbestimmungen zugestanden, daß sie fast selbständig waren: die Carnia, das Comelico und vor allem die letzten noch deutsch gebliebenen Teile von Zimbrien, zumal die Sieben und die Dreizehn Gemeinden.

Hätte 1866 ein verständiger, mit den geographischen, ethnographischen und strategischen Verhältnissen vertrauter Mann die Grenzen gezogen, so wären die ganzen nicht italienischen, sondern furlanischen und deutschen Gebiete Venetiens bei Oesterreich geblieben und dieses hätte nicht, wie jetzt im Weltkrieg, eine Reihe von kleinen Grenzgebieten aus strategischen Gründen räumen müssen.

Vor allem wäre ein großer Teil des alten Zimbriens für Oesterreich gerettet worden, ein Gebiet, in dem, wie gerade wieder der Weltkrieg zur großen Verwunderung vieler, auch deutscher Leute gezeigt hat, viel stärkere österreichische Sympathien vorhanden sind, als man in den letzten Jahrzehnten dachte. Hoffentlich wird der Weltkrieg auch an der österreichischen Südweltgrenze Grenzverbesserungen bringen, die Oesterreichs strategischen Bedürfnissen, wie nicht minder den ethnographischen Verhältnissen besser entsprechen und speziell die furlanischen und die noch viertels-, halb- und ganzdeutschen Gebiete Zimbriens und Friauls wieder mit Oesterreich vereinen.

### Sparlame Wirtschaft

Kulturgeschichtliche Plauderei aus der guten alten Zeit. Von Dr. Johannes K. K. (Gölar).

Nicht alles ist kostspieliger geworden! In diesen jetzigen, verteuerten Zeitaltern ist es ein — freilich nur schwacher — Trost, daß es doch auch Nahrungsmittel gibt, die früher viel teurer waren als jetzt. Im 14. Jahrhundert kostete beispielsweise eine Pfaffenstube in Paris 5 Franken, — nach heutigem Geldwerte etwa 25 Franken. Zur Zeit Ludwigs XIV. mußten für eine Meise — etwa 4 Liter — kleiner grüner Erbsen, die für die Tafel der vornehmen Kreise sehr in Aufnahme gekommen, aber sehr schwer zu beschaffen waren, 50 Taler — 200 Mark nach unserem Gelde — gezahlt werden. Der Preis für Reis stellte sich im Mittelalter auf annähernd 1 Mark für das Pfund, 1 Pfund Schokolade kostete am Ende des 17. Jahrhunderts 10 bis 20 Mark, 1 Pfund Tee im 18. Jahrhundert 10 bis 20 Mark, auch Kaffee, von dem das Pfund 8 Mark und mehr kostete, war für bescheidene Haushalte unerschwinglich.

Das tägliche Leben unserer Vorfahren, die Anregungen und Bedürfnisse im jetzigen modernen Sinne noch kaum kannten, spielte sich in viel schlichteren Formen ab. In dem oberrheinischen Heidebühnen Wäldchen gab es z. B. noch vor hundert Jahren ein Hochzeitstränchen, das jedes junge Mädchen an seinem Ehrentage als Braut trug. Von einem blonden Kopfe wanderte es zum anderen. Jetzt ist dieser eigenartige Braut, mit dem die Erinnerungen der Geschlechter der ganzen Stadt verquickt waren, verschwunden. Und gab es ihn noch, so möchte doch heutzutage keine Braut mehr, was schon eine andere, was schon „lede“ auf dem Kopfe hatte, tragen. — Und doch! Vor fünfzig, sechzig Jahren noch geschah ähnliches. Damals wuchsen mein Vater und seine Brüder in einer kleinen Landpfarre an der sächsisch-preussischen Grenze auf; dreiviertel Dugend Kuben, von denen immer drei oder vier zugleich zuhause waren. Sie hatten alle miteinander nur eine Meise, und nur, wer den Vater auf einem seiner Ausgänge begleiten durfte, durfte auch die kostbare Kopfbedeckung aufsetzen. — Und meine Frau hatte auch ihr Jugendbräutigam als alterlicher Art. Sie hörte noch mehrfach ihre Großmutter, die vom Lande war, sagen: um eine Meise müsse ein junges Mädchen über sieben Jahre springen! Das war alte Bauernregel, in der Zeit, da man noch alle Dinge nach ihrem Werte schätzte, auch die allergeringsten! Was waren das für Zeiten!

Und wer es nicht selbst erlebt, liest in alten Chroniken und Geschichten mancherlei Ähnliches zusammen. Zumeist allerdings nur von den oberen Schichten, denn von dem geringeren Volke ist im alten Schrifttum selten die Rede; aber was wir von der Lebensführung jener erfahren, läßt auf die Lebenshaltung der anderen, namenlosen, unbekannt, die weitgehendsten Schlüsse zu. So finden sich in den Weichener Stadtbüchern ein paar Eintragungen vom Jahre 1468, wonach sich der Rat bei der Niederkunft der Kurfürstin Elisabeth, der Mutter Johannes des Beständigen, mit einem Angebinde von nur wenig Groschen abhandelt: „Item 20 gr. zu dem botin brotze vnnsir gnedigen frauen dynen in verbindungge des neuen geboren hern herzogens Hannen.“ Item 40 gr. vnser gnedigen frauen herzogens Ernstis amen zu vertrin, als sie mit herzogens Hannen vnnsir gnedigen hern zur kirche gegangen ist.“ Und als bald danach die Gemahlin des Herzogs Albrecht, Sibonie, ebenfalls auf der Hochzeitsfeier eines Töchterchens gewesen war und ihren ersten feierlichen Kirchgang hielt, veranschlagte man von Rats wegen: „Item 8 3/4 gr. vor Jvone safft (zwei Stüde Taffel) vnser gnedigen jungen frauen herzogens Albrechts weibe, als sie zu der kirchen ist gegangen, geschenkt.“ Zu diesem Wibe stimmt, daß — wie Weber in seinen Erinnerungen aus vier Jahrhunderten mitteilt — über hundert Jahre später, im Jahre 1598, beim Ableben des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, den jungen sächsischen Prinzen die Trauerkleider „von allen Mänteln“ gemacht wurden. Und an andern Höfen war es nicht anders. Am 24. August 1476 feierte der damalige kurbrandenburgische Kronprinz, Johann Cicero, im Schlosse zu Köln seine Hochzeit, wobei es so bescheiden ausging, daß er selber darüber an seinen Vater schrieb: „Item, wir sind in unserer Haushaltung gar geringe verfahren mit Bettgewand, Läden, Polstern und Tischdecken und allem andern, das dazu dient, dazu auch etweniges Geld gehört. Auch wie schwach wir an Silbergeschirr, ist Euch weißentlich. Denn wir haben nicht mehr von Silbergeschirr, als wie die ew. Liebe zugeschieden Bettel innehalten, ausgenommen 12 silberne Teller, die wir nach Eurem Abwesen haben machen lassen.“

Das war sparsame Wirtschaft! Und man wird danach auch den Mitteilungen einer alten Chronik Glauben schenken, die über die Einkünfte einer Hofdamme der Kaiserin Mitteilung macht. Sie erhielt jährlich „zwei Röklein und drei Scheler“, und wenn sie mit ihrer Giebetin auf Reisen war, „täglich ein Semmeln Eierdort und — Zeichen der Zeit! — ein Maß Weib, anberhalb Maß Wein und fünf Maß Bier!“ Sie mußte spinnen, lochen, flicken und Märgen erzählen, auch einen Feller befeigen können, und bevor es weiter ging, sollte sie drei Tage vorher davon benachrichtigt werden, um ihre Kleider zu waschen und auszubessern. — Freilich, die Güter dieser Erde waren schon immer nicht gleichmäßig verteilt. Im Jahre 1533 wurde das reiche Ritterzienterlethor W. in hain in Erzgebirge aufgelöst und in ein kurfürstliches Amt verwandelt. Der letzte Abt Johann erhielt eine lebenslängliche Rente von 200 Mfl. jährlich nebst 15 Scheffel Korn, 10 Scheffel Gerste, 10 Eimer Wein, 2 Maßschweine, 2 Ochsen, 3 Schod Karpen, 3 Schod Hühner, 6 Schod Eier und 10 Schraggen Brennholz, sowie außerdem noch ein neubauertes Haus im nahen Schlettau. Der neuernannte kurfürstliche Amtmann Georg v. Trüchler auf Falkenstein mußte sich mit 40 Mfl. Jahresgehalt nebst zwei Kleidern und ein Paar Stiefeln begnügen. — Und mit wie wenigem mußte damals ein gelehrter Hauszofien sein! Auf der Universität Wittenberg las zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Professor der Theologie Franz Lambert ein Semester lang eine Erklärung des Lucas-Congeliums und erhielt dafür von jedem seiner Hörer 15 Groschen. Ein Kolleg über das hohe Lied Salomons wurde ihm noch nicht einmal so gut bezahlt. In Leipzig las damals Richard Crocus über griechische Sprache. Dieses Kolleg bezahlten nicht die Studenten, sondern der Herzog von Sachsen mit — fünf Dukaten für das ganze Semester. Dabei erging sich der Professor noch in Lobeserhebungen über die Freigebigkeit des Fürsten, wie Maßens „Geschichte der Wissenschaften der Mark Brandenburg“ bezeugt. Natürlich waren die gelehrten Herren nicht „durch die Hand“ erbaut davon. Während des Siebenjährigen Krieges machte einmal der derzeitige Rektor der Göttinger „Georgia Augusta“ bei passender Gelegenheit seinem lange gehegten Groll darüber Luft. Damals rühte der Prinz Kaver von Sachsen von Göttingen und forberte nicht nur den dortigen Kommandanten zur Uebergabe aus, sondern er schrieb auch dem Rektor der Universität einen Brief, in dem er ihm nahelegte, seinen Einfluß beim Kommandanten geltend zu machen, und der Stadt mit Aus Hungern drohte. Damit kam er aber an den Unrechten. Denn dieser — es war der Mathematiker und Schriftsteller Kästner — teilte ihm mit, die militärischen Anseerheiten gingen ihn nichts an, „Hungern aber habe er gelernt, denn er sei früher fünf Jahre lang Ordinarius in Leipzig gewesen!“ — Freilich: wie spärlich ausgerüstet, wie unbekümmert entliehen damals die Väter ihre hoffnungslosen Sprößlinge zur hohen Schule, auf die Universität, in die Welt! Das beweist das Beispiel des berühmten, im Jahre 1694 von König Karl XII. von Schweden geordneten Samuelf Puffendorfs, eines Pfarrers Sohn, von dem erzählt wird, daß ihm sein Vater, als er die Kirchenschule bezog, „außer einem herabkrüftigen, zu Gott abgelaassen Gebet weiter nichts mitgeben konnte.“ Das war viel, und doch wenig genug. Damit würde heutzutage der Tüchtigkeit nicht weit kommen.

Andersseits scheuten sich in jener guten alten Zeit selbst die Landesfürsten nicht, von ihren Landeskindern Geschenke anzunehmen; ja, sie darum zu bitten. In den sächsischen Landtagsakten befindet sich ein richtiger landesherlicher Wehnachts-Wunschzettel; er hat folgenden Wortlaut:

An den Herrn Landes-Hauptmann Hannß Wollfen v. Gersdorff. Johann George, Chur-Fürst usw. Bester lieber besonderer. Wir haben unlängst verstanden, daß der v. Hildtshaus sechs apfelgraue schöne

Hoffe hätte, welche für uns einen Zug Beifolge bedeuten könnten. Wenn wir denn dieselben gerne haben möchten, zumahlen wir deren Höchstes von sieben hätten; Uns aber anjeh die Mittel entsetzen, faulich dazu zu gelangen; Als haben wir erachtet, wenn ihr doch denen Ebl. Ständen des Markgrafentums Ober-Sachsen das vielleicht unter den Fuß geben könntet, daß uns dieselben gefielen, Sie Uns dieselben praesentierten. Wir wollten auch solches in allen Gnaden gegen sie zuerkennen, eingegeben bleiben. Wenn ihr denn ungewisselhaftig das Eure dabei thun werdet, und sie sich willig dazu erklären, haben Wir gerne, daß solche je eher je besser überbracht werden möchte. Solches haben Wir an Euch gefinnen und in Gnaden gewogen bleiben wollen.

Dresden, den 19. Winter-Monaths 1640. Johann George P. zu Sachsen. Signum. Weniger harmlos lag ein anderer Fall, den Wilau in seinen „Denkwürdigen Geschichten und Menschen“ erwähnt. „Der damalige (1730) hannoversche Minister und Kammerpräsident von dem Busche“, so erzählt er, „war ein so reicher Mann, daß er einmal „zur Abwechslung einer besondern Inanade“ der Königin 10 Carolinentage, deren jährlicher Ertrag auf 20 000 Taler geschätzt wurde, zum Geschenk machte.“ Si duo faciunt idem, non est idem!

Im allgemeinen können wir uns überhaupt die Lebensformen unserer Vorfahren kaum ursprünglich genug vorstellen. Das Leben in der Vergangenheit ist uns erst im 1580 in Deutschland bekannt, aber nur Könige, Fürsten und andere Personen von hohem Range durften es benutzen! Noch fünfzehn Jahre später wurde sein allgemeiner Gebrauch den Dresdener Bürgern ausdrücklich untersagt und sie auf die guten Dienste ihrer fünf Finger verwiesen. Auch die Lebensart von der fünfjährigen Gabel hat sich noch gar nicht lange überlebt. Noch Anna von Oesterreich, die „Königin mit den schönen Händen“, griff, ohne Anstoß zu erregen, mit der Hand ins Ragout, und die Beute ihrem Tischnachbarn in den Mund zu führen. Und noch von den „Gehemlichkeitskammern im Schlosse zu Eshausen“ (bei Hildburghausen, 1810-45) erzählt Wilau, halb tadelnd, halb rühmend: „Der Graf trug stets (!) Schuhe, weißseidene Strümpfe, und ein und dasselbe Paar nie länger als 14 Tage (!). Alles deutete auf eine Gewohnheit zu fast übertriebener Keuschheit, und diese, wie manches andere, auf holländischen Ursprung.“ Wo irgendein Luxus sich breit machte und den wirtschaftlichen Verhältnissen gefährlich zu werden drohte, war die hohe Obrigkeit rasch bei der Hand, ihn einzudämmen. Tisch-, Kleider- und Gesellschaftsordnungen bestimmten den Wandel der Staats- und Erdbürger von der Wiege bis zum Grabe. So hatte gegen Ausgang des Mittelalters das Patentrecht überhand genommen. Zum Beispiel stand Dr. Martin Luther im Jahr 1532 mit 54 andern (!) Gelehrten bei dem Sohne Hans Wäfers, des Schloßherrn von Wetzsch an der Elbe, und Kurfürst Christian II. von Sachsen war während seiner kurzen, nur 15jährigen Regierungszeit neunmal Patre. Ein reicher Dresdener Bäckermeister erhielt innerhalb fünf Jahren 300 Ewaternerbriefe und wurde dadurch „bankrott“. Das führte schließlich dahin, daß im Jahre 1626 ein Landtag zu Toroa das viele Ewaternerbriefen kurzerhand verbot. Und mit dem Begräbniswesen, den Leichenschmäusen war es nicht anders. In Ostpreußen beliebte man, die Begräbnisse möglichst lange hinauszu-schieben. Endlich bestimmte eine allgemeine Verordnung den fünften Tag als denjenigen, an dem man höchstens einen Toten bestatten sollte. Wer es dann noch weiter aufschieben wollte, sollte für den ersten Tag 6, für den zweiten 12, den dritten 24, den vierten 35, den fünften 60 Gulden zahlen, doch — damit nicht genug — „wann er bei langer mochte durien, Dagh door Dagh hundert Gulden“. Auf die Landesordnungen zur Regelung der Tafelgenüsse und „wegen Abschaffung des Kleiderprachts“ wollen wir hier gar nicht weiter eingehen, denn ihre Zahl und die Menge ihrer einzelnen Bestimmungen ist Legion. Wie es scheint, haben sie aber allesamt nicht genügt. Auch die mancherlei Steuern nicht! Unter König Friedrich I. von Preußen gab es z. B. eine Karossen-, eine Kerkiden- und — anlässlich des Krönungsfestes — sogar eine Kronsteuer. Die Mode vermochte sich immer wieder freier durchzusetzen; wir kennen unsere Frauen! Und wenn es darüber zu Tälchleiten kam! So rissen im Frühjahr 1750 in Regensburg die Eherden den Leuten die vorchristlichen Kleidungsstücke vor den Kirchstüren vom Leibe; ein junges Mädchen, der einer die Tresse von der Schürze brist abschneid, erhielt dabei einen Stich in die Brust, am andern Morgen war sie tot. . . . Schon am Martins-tage des Jahres 1856 erklärte der Rat der Stadt Speyer, „es soll keine Frau noch Jungfrau an ihren Hüften oder sonstwo Bälge oder andern unanständigen Schmutz (sic) tragen“; es hat bis heute nichts gemut!

Es kam schließlich dahin, daß man die ganze Menschheit in Rangklassen einteilte und danach bestimmte, was die einzelnen anziehen durften oder sollten. So wurden im Jahre 1880 in Preußen — anlässlich eines durch verhängnisvolle herborgerufenen Injurienprozesses — verschiedene neue Rangordnungen vorgelegt, von denen der eine Entwurf 32, der andere gar 52 Klassen enthielt; der erstere wurde am 30. März vom Kurfürsten genehmigt. Im Jahre 1793 wurde eine neue Rangordnung für die Kaufleute „Schlesische“ entworfen. Den weitgehendsten, erschöpfendsten Entwurf brachte die Landeshauptmannschaft selbst ein; er enthielt 126 Klassen. Das war dem Geheimen Konfistorio, welches die Entscheidung zu treffen hatte, denn doch zu viel. Es ließ die Sache bis 1808 ruhen und ordnete dann — die Einreichung eines neuen Entwurfs an. . . . Noch im Herbst 1860 zeigte der Londoner E. W. in der Zeitung „Moniteur“ (vom 11. November) eine gedruckte Liste zum Preise von 7 1/2 Ngr. an, woraus jedermann erfahren kann, ob er zur ersten, zweiten oder dritten Rangklasse zähle und bei welchen Familien er seine Visite zu machen habe. — Das waren nun wenigstens nur noch drei Rangklassen! Sparlame Wirtschaft!

### Der letzte Brief

Von Ret Marut.

Meine liebe Großmama! Während ich diesen Brief schreibe, sehe ich Dich an Deinem Balkonfenster sitzen und den Briefträger erwarten. Dann lebst Du Deine große Brille auf — Du lägst ja stets, die neubestimmten langen nichts — und überfliegst den letzten Tagesbericht in der Zeitung. Aber dann kannst Du nicht ruhig genug nach meinem Briefe fragen. Und ich höre Dich so deutlich sprechen, als läge ich neben Dir: „Ach, der liebe, liebe Junge.“ Und doch müßte ich viel häufiger sagen: „Ach, Du liebe, liebste Großmama!“ Gerade jetzt, bei diesem Briefe fällt mir all das Liebe ein, das ich Dir verdanke. Als ich drei Jahre alt war, starb Mutter und Du triffst an ihre Stelle und ein Jahr darauf starb auch Vater und nun nahnst Du auch noch seinen Platz ein. Und siehst Du, ich kann Dir nichts Großes und Lieberes sagen in diesem Augenblick, als daß ich durch Deine Güte und Jährlichkeit auch nicht ein einziges Mal meine Eltern vermisst habe, es sei denn aus purer Neugierde, sie zu kennen. Als ich dann älter wurde und vernünftiger, lernte ich erst kennen, wie Dein ganzes Lebenziel sich nur noch um mich drehte und Du nur einen Gedanken hattest: Der Junge. Und dieser Junge war ich. Ich gestehe Dir auch ein, ich bin immer stolz auf Dich gewesen und Du kannst mir aufs Wort glauben,

